

Nun, Stern der Weihnacht, steig' auf in
Helligkeit
Ueber den dümmelnden Länden,
Wie über den Fluten des Morgenlands
Du einst, verheißend, gefanden.

Was sie vergess'n Mühe und Last,
Die hantelnden Menschen, die armen,
Nacht' ist an die Liebe, die alle umfaßt,
In göttlichem Erbarmen.

Rück auf mit Deinem himmlischen Strahl,
Im Schimmer der Christbaumlampen,
Christrosen in tief verdeckten Theil
Und Liebe im Menschenherzen.

Kathchens Weihnachtswunsch.

Novellette von Marie Treuter.

„Ah —, wach! ein herrlicher
Baum!“ rief der Kommerzienrathshaus-
mann, durch seinen goldenen Kneifer
bewundernd die prächtige, große
Tanne betrachtend, welche der Diener
soeben auf die lange, weißgedeckte
Tafel stellte.

„Und kostet bloß fünfzehn Mark
mit die einhunderthundert“, schmunzelte
der alte Johann.

„Schon gut, alter Praxitius“, lä-
chelte sein Herr gnädig, „nun Sorge
auch dafür, daß meine Tochter den
Christbaum vor der Bescherung nicht
sieht, ich werde Dir einen Komptoi-
renten hinausschicken, der Dir beim
Schmücken hilft. Du hast doch auch
nicht vergessen, daß ich, außer für den
Juwelier, jetzt für Niemanden zu spre-
chen bin!“ rief er dem Diener nach,
der auf den Ton der elektrischen Klingel
das Zimmer verließ.

Kathchen, die einzige, etwa achtzehn-
jährige Tochter des Kommerzienraths,
hatte in Abwesenheit des Dieners be-
reits die Thür des Vorsaales geöffnet.

Vor ihr stand ein junger, hochge-
wachener Mann, den Hut ehrerbietig
in der Hand haltend.

Trotz seines nicht gerade mehr hoch-
eleganten Ausganges machte er einen
vornehmen Eindruck. Er begrüßte den
Herrn Kommerzienrath zu sprechen
und Kathchen führte ihn erlösend in
den Salon. Nach einigen Minuten er-
schien der Hausherr.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“
fragte er verstimmt über die Störung,
den jungen Mann, seiner Tochter,
welche sich entfernen wollte, einen
Wink gebend, welcher sie zum Weichen
aufforderte.

„Ich komme wegen der Komptoi-
rentenstelle, welche Sie in Ihrem
Geschäft zu vergeben haben, Herr Kom-
merzienrath“, begann der junge Mann
bescheiden. „Mein Name ist von —“

„Aber da werten Sie sich doch an
meinen Protokuristen“, fiel ihm Herr
Hausmann unwirsch in die Rede.
„Um derlei Angelegenheiten beküm-
mere ich mich nicht, außerdem bin ich
momentan sehr beschäftigt. Ueber
haupt ist der Weihnachtsbesuchtag
sein Tag, an welchem man solche Sa-
chen erledigt. Ich glaube sogar, die
Stelle ist bereits vergeben.“

Der junge Mann sentte sein schö-
nes, blondes Haupt tief auf die Brust.
„Verzeihen Sie“, stammelte er,
„aber ich — ich wollte keine Zeit ver-
lieren, darum kam ich zu dieser un-
gewöhnlichen Stunde. Ich bin augen-
blicklich in einer traurigen Lage und
suchte, da ich bereits einige Monate
außer Stellung bin, so bald wie mög-
lich unterzukommen.“

Der Kommerzienrath suchte die Ach-
seln, in demselben Augenblick öffnete
Johann die Thür und meldete seinem
Herrn den Juwelier.

„Sie sehen, mein Herr, ich habe
keine Zeit“, sagte der Kommerzienrath.
„Vielleicht fragen Sie später noch ein-
mal an.“

Mit einem kurzen Grusse wandte er
sich zur Thür.

„Darf ich Ihnen vielleicht meine
Zeugnisse hierlassen?“ stotterte der
junge Mann betroffen.

Doch der Kommerzienrath hörte
nicht mehr, die schwere Crokatportiere
hatte sich hinter ihm geschlossen.

Der junge Mann seufzte tief und
eine Thräne rann ihm langsam über
die bleiche, abgehärtete Wange.

Mit niedergeschlagenen Augen
machte er eine Verbeugung nach Kath-
chen, die stumm und blaß am Kamin
lehnte, und ging dann mit unsicheren
Schritten dem Ausgange zu.

„Aber ehe er noch die Thür erreicht
hatte, war das junge Mädchen an sei-
ner Seite.“

„Lassen Sie Ihre Papiere hier, mein
Herr“, sagte sie hastig. „Ich werde
sie dem Papa später vorlegen. Der
Platz ist sicher noch nicht vergeben.“

Jetzt schürzten dem jungen Manne
die Thränen aus den Augen.

„Wie gut Sie sind“, stammelte er.
„Geben Sie Kummer?“ fragte
Kathchen leise, und auch ihre schönen
Augen schürzten sich mit Thränen.

„Ich verlor durch den Bankrott der
Firma K. meine Stellung und konnte
bis jetzt noch keine andere Erlangung
finden“, erzählte der junge Mann. „Da
ich auch noch für meine Mutter und
vier jüngere Brüder sorgen muß, ist
meine Lage geradezu trostlos.“

„O Gott, wie schrecklich!“ hauchte
Kathchen, indem sie die Papiere aus
den zitternden Händen des Fremden
in Empfang nahm.

Mit einer heftigen Bewegung er-
griff der junge Mann Kathchens Hand
und brüllte einen heißen, inbrünstigen
Kuß darauf.

„Gott segne Sie für Ihre Güte.“

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 25 Dez. 1903 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 17.

stammelte er. Dann stürzte er aus
dem Zimmer.

Kathchen stand wie betäubt.
Ihre Augen starrten auf einen to-
then Fiedel auf ihrer Hand, der wie
Feuer brannte.

Sie blickte sie sich um, dann
brüllte sie ihre weichen Lippen auf den
soeben auf die lange, weißgedeckte
Tafel stellte.

„Ich muß ihm helfen, koste es, was
es wolle“, flüsterte sie.

Auf ein Glodenzichen öffneten sich
die Flügelthüren des großen Festsaales
im Hause des Kommerzienraths
Hausmann.

Eine Fluth von Licht erfüllte den
Raum. Unter dem strahlenden Christ-
baum reichte sich auf der langen Tafel
Geschenk an Geschenk.

Das jährliche Personal des großen
Geschäftshauses, die Dienerschaft und
eine Anzahl Freunde und Verwandte
schauerten sich um den jovialen Haus-
herrn und seine liebliche Tochter.

Seine Gattin — hatte Herr Haus-
mann schon vor Jahren verloren und
eine ältere Verwandte machte in sei-
nem Hause die Honneur.

Der Kommerzienrath hielt eine An-
sprache und nach dem gemeinschaftlichen
Gesange eines Weihnachtsliedes
empfangt jeder der Anwesenden sein
Geschenk, welches je nach den Verhält-
nissen des Empfängers in Geld oder
anderen kostbaren Gaben bestand.

„Wie gefällt Dir der Schmuck, mein
liebes Kind“, fragte der Kommerzien-
rath, seiner Tochter ein geöffnetes
Etui reichend, dessen funkelnder In-
halt ein bewundernswürdiges „Ahl!“ der Um-
stehenden hervorrief.

„Mein liebster Vater, Du bist so
gut“, sagte Kathchen und schlang ihre
Arme um den Hals des stattlichen
Hausherrn. „Du hast mich so reich
beschenkt und dennoch habe ich einen
Wunsch, den Du mir, wenn Du mich
ganz glücklich machen willst, erfüllen
mußt.“

Ueberrascht hob der Kommerzien-
rath das Köpfchen seiner schönen To-
chter empor und schaute ihr befremdet
in die großen, dunklen Augen, die sich
unter seinem Blick mit Thränen füll-
ten.

„Aber Herzchen“, rief er bestürzt,
„Du weißt, ich erfülle Dir jeden
Wunsch, warum sagst Du mir denn
nicht längst, was Du gern haben
möchtest. Na, vielleicht läßt sich die
Sache noch herbeischaffen. Doch nun
schnell heraus mit der Sprache!“

Kathchen schluckte einige Male, als
wenn ihr die Kehle zugeschnürt wäre,
dann aber sprach sie mit zitternder
Stimme, jedoch so laut, daß es alle
Anwesenden hören konnten:

„Ich wünsche, mein theurer Vater,
daß Du dem armen, unglücklichen
jungen Mann, der heute Morgen bei
uns war, sofort in Deinem Komptoir
eine Stellung gibst.“

Die Stirn des Kommerzienraths
legte sich in Falten, und strenge blickte
er seiner Tochter in das erglühende
Antlitz. „Woher weißt Du, daß der
junge Mensch unglücklich ist? Ueber-
haupt was geht Dich dieser fremde
Mensch an?“ fragte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.
„Aber das ist doch ein so schick-
licher Mensch an“, sagte er sichtlich gereizt.

„Bitte, bitte, Herr Kommerzien-
rath, erfüllen Sie den Wunsch
Ihrer prächtigen Tochter“, riefen alle
Anwesenden im Chöre.

Der also Bedrängte setzte seinen
Kneifer auf und entfaltete bedächtig
die Papiere, welche ihm Kathchen ge-
reicht hatte. „Eustachius von Ber-
gen“, las er und ein blühendes Ge-
sicht bedeckte plötzlich eine tiefe Blässe.

„Eustachius, Staatsrath von Ber-
gen — so — so hieß ja mein Lebens-
retter“, murmelte er mit zitternden
Lippen. „Herr des Himmels, wenn
dieser mein Sohn wäre!“

Betroffen blickten alle Anwesenden
auf den Kommerzienrath und lausch-
ten seinen erregten Worten.

Seine Herrschaften, die er gerade
folglich erklärte, was mich augen-
blicklich so tief erregt“, wandte sich
dieser an die Gesellschaft. „Die Meisten
von Ihnen kennen vielleicht schon die
erschütternde Episode aus meinem Le-
ben.“

Es war am sechzehnten August 1870.
Ich diente als Freiwilliger bei den
Brandenburgischen Jägern und machte
den Feldzug gegen Frankreich mit. Bei
Gorge wurde ich durch einen Granat-
splitter schwer verwundet. Leutnant
von Bergen, an dessen Seite ich nieder-
fiel, zerrte mich aus der Schußlinie.
Wir lagen auf freier Felde in trüben-
der Stellung und die feindlichen Regi-
menter eröffneten soeben mit ihren
weittragenden Geschützgeschüssen ein
Schmelzfeuer.

Als der Leutnant die Bösung des
Schmelzfeuers, in welchem er mich
geleitet hatte, wieder emporkam,
trachtete ihn eine feindliche Kugel tödt-
lich zu treffen.

Der Kommerzienrath legte die Hand
über die Augen und seine schnell ab-
nehmende Brust verrieth seine heftige Er-
regung.

Kathchen schmiegte sich weinend an
ihren Vater, alle Anwesenden standen
stumm und bewegt, nur der alte Jo-
hann schluckte laut!

„Ich hab' ihn fallen sehen, unfern
braden Leutnant! Herr Kommerzien-
rath, rief er dann wie elektrisiert. „Der
junge Mensch von heute Morgen, Herr
Du meines Lebens, er sah ihm ähnlich.
Aber wie kann man denn gleich auf so
was kommen. Jetzt, wo ich seinen Na-
men weiß, will ich einen Schwur ab-
legen, daß er sein Sohn ist. — Gleich
gehe ich, ihn suchen. Prächtlich Kath-
chen, dürstet dich Sie gehorsamst bitten,
mir seine Adresse zu sagen.“

„Mein, mein Johann, ich selbst wer-
de gehen“, sagte der Kommerzienrath,
seinem alten treuen Diener und Kriegs-
kameraden die Hand reichend.

„Radao, bradao!“ riefen die Gäste.
„Unser hochverehrter Chef, der Herr
Kommerzienrath, er lebe hoch!“ jubelte
das Personal.

Einige Stunden waren vergangen.
Der Festsaal stand verödet, die
Weihnachtsfeier war theilweise abge-
lehrt, die Lichter des Christbaumes er-
loschen.

Nebenan aber in dem großen Spei-
zimmer ging es lustig her.

Mit schäumendem Champagner und
einem opulenten Mahle beschloß der
Kommerzienrath Hausmann einen
Christabend, wie er ihn trotz der trau-
rigen Erinnerungen lange nicht so
glücklich und zufrieden erlebt hatte.

Zu seiner Rechten saß an dem reich ge-
schmückten Tisch eine prächtige und
verschämte aussehende, aber noch immer
schöne und vornehme Frau, die Wittwe
des Leutnants v. Bergen, die später
wieder geheiratet hatte, jedoch aber-
mals verwitwet war. Ihr Sohn aus
erster Ehe, Kathchens Schwager, hatte
seinen Platz zwischen dieser und der
Hausdame und häufig jener der Blick
des Kommerzienraths fassend an dem
schönen Paar, welches sich so stehend
in die Augen schaute. Auch die vier
blondköpfigen Araber, von denen zwei
wohl bald das Jünglingsalter erreicht
hätten, schienen ihm zu gefallen. Hin-
über auch schweiften seine Augen nach
dem herrlichen Christbaum, unter des-
sen Glanz sich heute seltsame Dinge
abspielten hatten. Jede einzelne der
unzähligen Kerzen erschien ihm wie
ein Stern an dem Himmel seines
Glückes, der sich nach Kathchens sen-
denbarm Weihnachtswunsch plötzlich
über seinem Haupte aufgehen hatte.

„An jenem Weibe, an jenem Schone
bumste er den Dant abzuweide, ten er
dem letzten Helben jaguete. Und
auch sein eigenes Kind, sein liebste-
stes Kathchen, der er vor Allem diesen
festen Tag veranlaßt, sie würde, das
sagten ihm die strahlenden Augen, da-
bei das Glück finden, welches er so heiß
für sie von der gütigen Vorsehung er-
flehte.“

Die echte, rechte Weife der heiligen
Nacht war über ihn gekommen, denn
mit dem Gottesohne war ihn freu-
de, Glück und innerer Herzensfrieden
gesendet worden. „Ehre sei Gott in
der Höhe, Friede auf Erden und dem
Menschen ein Wohlgefallen.“ verläudete

der kleine Engel auf der Spitze des
Christbaumes, und der Kommerzien-
rath nickte ihm dankbar zu.

Der Weihnachtsefel.

Eine Großstadtgeschichte von Edward
Stilgebauer.

Das war ein Hundewetter heute.
Den ganzen Tag schon, Stunden und
Stunden, schneite es, was nur vom
Himmel herunter konnte, und nicht in
in schönen, weißen Floden, an denen
man seine Freude haben kann, kein
Schnee, der liegen bleibt, der Wald
und Feld in ein glitzerndes, festtä-
gliches, weihnachtliches Gewand ein-
hüllt! Nein, es war jener mit Regen
untermischte Schnee, der schmilzt,
noch ehe er den Erdboden berührt hat,
der sich sofort mit dem Strahlentoch
vermengt und auf den Bürgersteigen
und Bahndämmen eine glatte und
schmutzige Dede bildet, die Menschen
und Thiere ausgleiten läßt. Aber der
Himmel hatte kein Einsehen, es
schneite und regnete flott weiter. Die
armen Menschen und die ärmeren
Thiere! Was konnten sie sich heute
um das Subelwetter kümmern, heute,
wo es doch noch so viel zu thun gab.
War doch heute Heiligabend, da
mußte man schon zum Regenschirm
greifen, und so schwer es einem auch
wurde, in den sauren Apfel beißen
und sein Heil draußen auf der Straße
versuchen.

So wogte denn eine vieltausend-
köpfige Menge durch die Hauptge-
schäftsstraßen der großen Stadt.

An der Stelle, wo zwei der lebhaft-
esten Straßen sich trennen, an dem
freien Platz, den heute zu passieren
nicht ohne Lebensgefahr ist, entfiel
ein kleiner Aufschrei. Neugierige drän-
gen sich von allen Seiten heran, so
daß der voll Aussicht führende Schüt-
zmann seine liebe Noth hat, die Ord-
nung des Verkehrs aufrecht zu er-
halten.

Im Scheine der elektrischen Vogel-
lampe gewahrt man einen armen
Milkmann, der sich vergeblich be-
müht, den an den Karren gespannten
Hund wieder auf die Beine zu brin-
gen. Die Thämen sind dem Manne
nahe, und aus großen braunen, fast
stehenden Augen sieht ihn sein Hund,
der am Boden liegt, an, als wolle er
sagen: „Freund, ich kann wirklich
nicht mehr.“

„Carochen“, jagt der Mann,
komm, Carochen, sieh doch mal uff,
mein Dierchen, wollen ja jetzt zubaufe,
zu Muttern fahren, hat doch einen
Weihnachtstrocken für die, mein
Dierchen.“

Aber auch diese Schmeicheleien
freudten nichts.

Zimmer fliehender wird der Blick des
Thieres, dieser redende Blick, der da
spricht: deutlicher, als alle Menschen-
worte: „Ich kann nicht mehr.“

Auch die Robesten verstummen an-
gelehrt dieses Blickes aus den Augen
des leidenden Thieres, das vorhin auf
dem von dem Säure schlüpfreig ge-
wordenen Asphaltplaster ausgeglitten
ist und sich am Beine verletzt hat.

Ein warmerherziger Passant hilft
dem armen Milkman endlich, den
Hund ausspannen, es bleibt nichts
anderes übrig, man legt das vor
Sämergen wimmernde Thier auf den
Karren, und der Mann muß sich
nun selber davorspannen und seines
Weges ziehen.

Das war ein langer und trauriger
Gesamtag für den armen Peter Lutz.
Gut, daß er seine Weihnachtseinkäufe
schon vorher gemacht hatte, ehe ihm
das Malheur mit dem Hunde passirt
war. Sonst wäre seine Frau, die sich
einen neuen Seelenwärmer gewünscht,
sicher leer ausgegangen, und Klein-
wüchsen, das einzige sechsjährige
Töchterchen, hätte sicher keine Puppe
zu Weihnachten bekommen, da Vaters
Gedanken nur noch bei dem tranken
Hund, seinem treuesten Freunde, wa-
ren. An morgen darf er gar nicht
denken, es wird ihm sauer werden, die
schweren Nichtenkannen ohne Caros
Hilfe ganz allein in die Stadt zu
bringen, und wie es dann weiter
gehen soll, du lieber Himmel!

Er wird immer zu spät kommen,
Kundenschaft über Kundenschaft verlieren,
und dann! In solche trübe Gedanken
versunken, kann er nicht umhin, einen
Moment anzuhalten und nach Caro
zu sehen. „Caro, mein Dierchen“,
sagt er mit zitternder Stimme, „hast
du noch wach, mein armer Caro?“

Die braunen, großen Augen des
Hundes blicken ihn aus dem Karren
verfündlich an, als wollten sie sa-
gen: „Mach dir um mich nur keine
Sorgen, Freund.“ Mit seiner ar-
beitsfertigen Hand streichelte Peter Lutz
das Fell des Thieres, der Hund friert,
er zittert förmlich unter der Hand sei-

nes Herrn, und Schnee und Regen ha-
ben ihn auf die Haut durchdringt.
Einen Moment noch zögerte Peter
Lutz, er hat nichts bei sich, keinen Sa-
ck und keinen Teppich, in den er das
frierende Thier einhüllen konnte!

„Na“, sagt er endlich, „Mutter wird
nichts dagegen haben, wenn es für un-
sere tranken Caro ist. Komm, Caro-
chen.“ Und den kostbaren, heute so
theuer als Weihnachtsgeldchen für
seine Frau erstandenen Seelenwärmer
hervorziehend, hüllt er das zitternde
Thier in das warme wollene Tuch.

Nun geht's weiter. Und endlich
winken aus der Ferne die Lichter des
Dorfleins, das nahe der Großstadt
gelegene, Peter Lutzens Heimath ist
und in dem sein bescheidenes Hüttchen
steht.

Jetzt humpelt der alte Karren über
die Dorfstraße, und nun hält er vor
der Thür des Hüttchens, und Frau
Lisbeth, Kleinmädchen auf dem Arme
tragend, tritt dem Gatten und Vater
entgegen. Der beugt mit der Hand
auf den Karren, Frau Lisbeth ver-
steht ihn. Lächelnd nur ein ganz
klein wenig mit dem Köpfe schüttelnd,
sie kent die Liebe ihres Man-
nes zu dem Hunde, nimmt sie den
neuen, nun völlig durchdrängten Seelen-
wärmer an sich und flüstert ganz leise:
„Wenn er nur nicht die Farbe ver-
liert.“ Dann trägt sie das Kind in
das Zimmer, um sogleich wieder her-
auszuwinken und dem Manne beim
Abblenden des Hundes behilflich zu sein.
Gut sei Dank! Drinnen im Zimmer
beim traulichen Schein der Lampe
scheint alles nicht so schlimm. Caro
hat sich den Fuß verstaucht, jetzt legt er
seine Milch voll Vergnügen, und
Kleinmädchen bekommt seine Puppe,
nachdem Frau Lisbeth die Kerzen des
kleinen Weihnachtsbaumes angezündet
hat. Bei einem dampfenden Zeller
Suppe sitzt die kleine Familie nun
friedlich bei einander, auf einmal be-
ginnt Kleinmädchen: „Vater, kommt
denn jetzt das Christkind?“

„Aber Kindchen“, sagt die Mutter,
das Christkind ist doch dagewesen.
Der Weihnachtsbaum hat doch ge-
brannt, und Mutter hat einen neuen
Seelenwärmer und Kleinmädchen hat
eine schöne Puppe bekommen.“ Aber
das Kind lächelt leise vor sich hin,
dann sagt es: „Und das Christkind
muß doch noch einmal kommen. Va-
ter hat doch nichts bekommen, und er
ist doch auch artig gewesen.“

Tränen der Rührung treten bei
diesen kindlichen Worten in Peter
Lutzens Augen.

Da tönt leises Schellengetingel
von draußen an sein Ohr.

Kleinmädchen klackst in die Hände.
„Das Christkind, das Christkind.“
Man klopfst an die Thür.

Auf Peter Lutzens fast zaghaftes
„Herein“ treten zwei vornehme Her-
ren in die Stube. Der eine zieht ein
Schreiben aus der Tasche und fragt:
„Sind wir hier richtig bei dem
Milkhändler Peter Lutz?“

„Natürlich meine Herren“, antwor-
tet dieser.

„Wir haben Ihnen die Mittheilung
zu machen“, sagt nun der Herr, „daß
der Vorstand des Thierschutzvereins bei
der diesjährigen Vertheilung der
Weihnachtsefel Sie wegen vorzüglicher
Behandlung Ihres Zughundes berück-
sichtigt hat. Das kleine Weihnachtsefel
steht draußen vor der Thür.“
Peter Lutz ist keines Wortes mächtig.
Der kühne seiner Wünsche ist heute
erfüllt. Schwelgend folgt er den Her-
ren vor die Stube. Da steht ein aller-
liebster Graurod, einen Zweig der
Weihnachtstanne zwischen den langen
Ohren, sein Weihnachtsefel, und ist
ihm freudig entgegen. Frau Lisbeth
schlägt die Hände über dem Kopf zu-
sammen, und sogar der süßhüftige
Caro schleicht herbei aus der Hütte
und steht allerdings ein wenig trau-
rend seine Ablösung an. Ihm aber
gilt das erste Wort seines Herrn, er
murmelt so etwas wie: „Ein Kno-
chen wird immer noch für dich da
sein, Haus bewachen“, dann erst
streift er des Geleins alattes Fell.

Jetzt befinnt er sich endlich und wend-
et sich in flötierenden Dantesworten
an die beiden Herren.

„Ja, mein lieber Freund“, nimmt
der eine der beiden Herren nun wie-
der das Wort. „Daran, wie der
Mensch die ihm anvertrauten und ge-
hörigen Thiere behandelt, erkennt man
sein Herz. . . . In Namen des Ber-
eines übergeben wir Ihnen also diesen
kleinen Weihnachtsefel und geben dem
Wunsche Ausdruck, daß er Ihnen zur
Freude und zum Nutzen recht lange
seine brauchbaren Dienste eifrig wid-
met.“

In diesem erhebenden Momente sei-
nes Lebens, da Peter Lutz, der arme
Milkmann, dieses für ihn königliche
Geschenk entgegennimmt, schlägt es von
dem Thurne der Dorfkirche gerade sie-
ben Uhr. Und feierlich stehen die Glos-
den ein, und sie läuten Weihnachtstrie-
den und Weihnachtstude über das
stille Land.

Mit einem herzlichen Grusse haben
sich die beiden Herren verabschiedet,
und Peter Lutz sucht nun in dem
Stalle bei den Kühen einen Platz für
seinen Weihnachtsefel. Da fühlt er et-
was Warmes, Feuchtes auf seiner
Trotz des lahmen Beines ist Caro ihm
in den Stall nachgeschlichen und legt
und schmeichelt ihm, als sei schon ein
Finken Eiferfuch in seinem Hunde-
herzen erwacht. Und wieder kommt es
von Peter Lutzens Lippen: „Wird
schon noch ein Knochen da sein, beru-
hig' die man . . .“

Hund und Herr betreten, nachdem
der Esel versorgt ist, die trauliche
Stube. „Seht ihr, daß ich recht ge-
habt“, ruft nun Kleinmädchen, „nun
ist das Christkind dagewesen, ich
habe meine kleine Anna“, so hat sie
rath im Ueberschwalm der Freude die
neue Puppe getauft, „Mutter hat ihren
Seelenwärmer, Vater den Esel, und
Caro braucht jetzt nicht mehr zu zie-
hen, seht ihr, eisch.“

Ein glückseliges Lächeln über des
Töchterchens kindliche Weisheit ver-
leert Peter Lutzens Züge, und voll
Liebe preßt die Mutter ihr Einziges
an das Herz. Und nun sitzen die drei
Menschen in der bescheidenen Hütte
des armen Milkmannes bei der
Weihnachtstanne und feiern ein Fest,
dessen Freude vollkommen ist.

Der schönste Baum.

Sag' an, wie heißt der schönste Baum
Auf weitem Erdboden,
Seit er im Paradiesraum
Der Baum des Lebens stand?

Die Wangen glüht im Morgenland
Des Wälders Flug' entzünd,
Wenn ragend er im Wäldchen
Der hohen Säule erblüht.

Schön ruht sich's an der Erde Fuß,
Wenn durch den grünen Wald
Der Jägerbar der Waldhorst Gruf,
Zum munteren Mable schallt.

Die Linde glüht im Abendglanz,
Umweht von Wäldchen Duft,
Wenn durch das Dorf zum Erntegang
Des Spielmanns' Fiedel ruft.

Doch schöner glänzt im Kerzenchein
Der Tannebaum am Feuertisch,
Wenn um der Vater ruft „herein“,
Der frohen Kinderheer.

Wenn dann in's lichte Seeligtum,
Umharrt von Schnee und Eis,
Vor Freude bang, vor Staunen stumm,
Das Wunderwort sich drückt.

Wenn wohnetvoll der Eltern Bild
Sich auf die Arme lehnt
Und an der eignen Kinder Glief
Mit süßer Wehmuth denkt.

Da blüht in finst'rer Winternacht,
Umharrt von Schnee und Eis,
Ein Kränlein auf in bunter Pracht
Am dunklen Tannenreis.

Da bringt der schliche Tannenbaum
Des Paradieses Glief,
Der erlen Unschuld Kindheitsraum
Der armen Welt zurück.

Und draußen blüht der Sterne Schaar
Mit wunderhellen Schein,
Mit Eng-längen mild und klar
Kom Himmel hoch herein.

Und aus der Himmel Himmel nicht's
Derab mit Väterbild,
Und durch die dunkeln Lüfte zieht's
Wie himmlische Musik:

„Hilf hat Gott die Welt geliebt,
Zah er aus freiem Trieb
Uns seinen Sohn zum Heiland giebt
Wie hat uns Gott so lieb!“

So begann der am 14. Januar 1890
verstorbenen Prälat und geistliche Dicht-
er Karl Gerold unsern schönsten
Baum, den strahlenden Christbaum,
der im Palast des Reichen, wie in der
Hütte des Armen als unentbehrlicher
Stamm zum deutschen Weihnachts-
feste betrachtet wird.

Die Tanne ist und bleibt der Lieb-
ling des deutschen Volkes. Prangt er
doch, der ewig lebende Baum, auch jetzt
im Winter, wgn seine Gefährten des
Waldes nach, und laßt ihre Aeste fre-
den, im frischen, grünen Gewande.
Und weil er immerdar unverändert
steht, trägt er das schöne Symbol der
Treue und Beständigkeit. Es spricht
die Tanne guten Muths:

„Ob auch an Blüthen ich darbe,
Mein Reichtum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob es fliert und